

Horatius carm. lib. I. XXVIII.

Man muß sich beinahe scheuen, über die Archytasode des Horaz irgendwie sich auszusprechen; — scheuen, aus Furcht nicht gelesen zu werden, da über diesen Gegenstand eine wahre Flut von Litteratur sich ergossen hat und ein Jeder, der sie kennt, gerade wegen der vielen widersprechenden Ansichten, welche sich darüber gebildet haben, nun einmal seine feste Meinung gefaßt hat, an

der jedes fernere Raisonnement mehr oder weniger abprallen wird. Nicht desto weniger lohnt es sich wohl der Mühe, noch einmal um ihretwillen eine kleine Lanze zu brechen, wenn auch zunächst in andrem Sinne als dieß bisher geschehen ist. Frühere Abhandlungen nämlich beschränken sich meines Wissens lediglich auf die Composition und Abtheilung der Ode, höchstens noch fügen sie einige Worte über das propositum des Dichters bei; und so sehr dieß zum Verständniß jedes Dichterwerks constatirt sein muß, so sehr widersprechen sich die Urtheile, obschon, wie ich nachher, allerdings nur in secundärer Linie zu zeigen versuchen werde, die Frage im Ganzen keineswegs so viele Möglichkeiten zuläßt.

Hier sei etwas ganz anderes in Untersuchung gezogen — Richtigkeit oder Unächtheit. Man wird den Kopf schütteln über diese Kühnheit, und mit Recht, sobald deren Rechtfertigung in keinem Verhältniß zu jener selbst steht. Wir müssen es versuchen. Zuvörderst nun, um von allgemeinen Gesichtspunkten auszugehen, glaube ich, würde keiner der Leser unsres Dichters großes Bedauern äußern, wenn unser Gedicht nicht im Text desselben aufgenommen wäre; erstens deswegen, weil es in der That außerordentliche Schönheiten nicht enthält und uns dadurch am vollen Verständniß und Genuß römischer Poesie kein Atom verloren gieng, dann aber und hauptsächlich, weil eine solche Zahl verschiedener Ansichten (kann auch allerdings nach dem Plan des Dichters nur eine die wahre sein) doch niemals für die Vortrefflichkeit eines Gedichts sprechen kann, das zuletzt dem Verständniß so offen daliegen soll, wie ein beliebiges Stück Prosa; wenigstens hat noch keine Poetik es gewagt, den Begriff der Dunkelheit als nothwendiges Element irgend eines Produkts hinzustellen. Und mag man in unsrem Falle auch erwidern, daß diese Dunkelheit eine nur relative sei, zu unsrer Zeit nämlich, die nicht auf der Höhe des Verständnisses sein könne, sobald der Dichter, der doch zunächst seine Zeit berücksichtigt habe, ex concessio Winke einstreue und Argumente hernehme, die für unser Verständniß verloren seien, so lassen wir uns dieß gefallen, sobald von dem Satiriker Horaz die Rede ist, weil in den Satiren, allerdings ohne des Dichters Schuld, Vieles spurlos an uns

vorübergeht: dem Lyriker dagegen können wir dieses Recht nicht einräumen, um so weniger, als dieser selbst zugiebt, daß er nicht bloß für Zeitgenossen, sondern für die Nachwelt schreibe „daß er die Todtengöttin vermeide, und an künft'gem Lobe stets zunehmen werde.“ — Also hier kann er uns nicht ausweichen, wenn wir ihn zur Rechenchaft ziehen. Freilich ist dadurch noch nicht bewiesen, daß wir statt des wahren Horaz nun einen Schatten ergreifen, denn der Name Horaz bürgt noch lange nicht für Fehlerlosigkeit und unbedingte Vollendung. „Quandoque bonus dormitat Homerus,“ hat er selbst gesagt, und eine Vergleichung mit Homer darf er selbst in diesem Falle nicht zurückweisen. Seine „saeva Necessitas clavos trabales et cuneos manu gestans ahena, nec severus uncus abest liquidumque plumbum (Carm. I, 35), so schwer und polsternd sie auftritt, weiß doch auch von einem kleinen Schläfschen zu erzählen, welches sie damals nicht störte. Oder will man diese Verse schön, will man sie ächt antik nennen? Wohl, es sind zuletzt einzelne Verse, welche jeder hinnehmen mag, wie er will; aber hier handelt es sich um eine ganze Ode, nicht um einzelne Makel, sondern um eine ganze dunkle Masse, welche Niemand sich zurecht zu legen und zu lichten weiß; wenigstens nur unter Schweiß und Mühe. Schon um dieser nicht zu bestreitenden Dinge willen braucht es keines gewaltigen Anlaufs mit „iacula est alea,“ wenn man öffentlich es zu wünschen wagt, das Gedicht möchte nicht von Horaz sein, und auch schon aus allgemeinen Gründen leise an dessen Rechtheit zweifelt. Aber es kommen vielleicht noch andere Punkte hinzu. Man darf sich billig wundern, wie schonend das Peerlkamp'sche Reinigungsfeuer an diesem Gedicht vorübergegangen ist; nur 2 Verse hat es ergriffen und verzehrt: (19 et 20) *Mixta senum et iuvenum densentur funera, nullum saeva caput Proserpina fugit*, weil der letztere „versus inficetus et sine pondere“ sei, „qui nunquam ab Horatio scribi potuit“. Hier hat doch Peerlkamp gewiß Recht; was soll diese äußerst unnatürliche, auf den Kopf gestellte Construction *saeva Proserpina nullum caput fugit* statt *nullum caput saevam Proserpinam fugit*? Als ob es einerlei wäre *gloria sequitur virum* und *vir sequitur gloriam*! Entschuldigungen

aus metrischen Gründen werden nicht stichhaltig sein können, besonders da Veränderungen hier so nahe liegen, wie die Peerlkamp'sche: *Nulli trux capiti Proserpina parcit*, oder vielleicht: *Nulli saeva homini Proserpina parcit*. Auch das „sordidus“ zu „auctor“ hingestellt, also in persönlichem Sinne, statt „vilis, non spernendus“, dürfte seine Bestätigung erst noch erwarten, und wer will behaupten, daß jenes *unde potest* (v. 28 *multaque merces, unde potest, tibi desluat aequo ab Iove*) nicht äußerst matt und nichts sagend sei? Ob auch die Furien jemals in der römischen Mythologie eine solche Rolle gespielt haben, wie sie ihnen hier zugetheilt wird, mehr nach Analogie der deutschen Schlachtgöttinnen, müßte noch bewiesen werden. Es soll in mehreren Versen offenbar nur der Tod in der Schlacht bezeichnet werden im Gegensatz zu dem auf dem Meere; das geht sowohl aus dem Sinn hervor als aus dem beigefügten Mars. Ich weiß wohl, bei Virgil VII, 324 findet sich auch eine Furie, die mit Krieg und Schlacht in Verbindung steht; allein ihre Bedeutung ist doch keineswegs die einer Schlachtgöttin; sie soll zum Krieg durch blutige Zwietracht entflammen, sie soll Haß und Wuth säen, aus der Vernichtung entsteht. An unsrer Stelle dagegen kann nur vom Faktum des Krieges die Rede sein, und unsere Furien können nichts als Schlachtgöttinnen bedeuten. Man könnte vielleicht auch noch an den „*vices superbae*“ = *poena superbiae* (v. 32) herumflügeln und Anderes anstößig oder wenigstens insolenter dictum finden, — ich lege kein großes Gewicht auf dergleichen, weil Geschmack und Subjektivität hereinspielen. Schon auffallender dagegen scheint mir eine metrische Eigenthümlichkeit, der *spondiacus* v. 20 *me quoque devexi rapidus comes Orionis* — oder will man auch diesen entschuldigen, ja schön finden und sagen: durch diese Gedehntheit und Schwerfälligkeit wird malerisch das langsame Untergehen des Orion bezeichnet? Aber unglücklicher Weise steht *rapidus* gerade dabei, und die Hauptsache ist der schnelle Wind, der *Notus*. Nun aber, das Unerträglichste von Allem, der Hiatus v. 24, in einem Verse, welcher nun nicht kann aus dem Zusammenhang des Gedichts herausgeworfen werden; er steht oder fällt mit dem Gedichte: *ossibus et capiti inhumato!* Und den

sollte der in seinen Iyrischen Versmaßen so sorgfältige Horaz sich haben zu Schulden kommen lassen? Ich kenne wohl die Stelle *Epod. V, 100 et Esquilinae alites* — allerdings auch ein Hiatus, aber dem unsrigen an Stärke doch kaum zu vergleichen, denn in unserer Ode sind es die beiden ganz gleichen Laute welche zusammentreffen, i und i; dort verschiedene, ae und a; dann aber bin ich überzeugt, daß bei *Esquilinae alites* nach griechischer Art verfahren und der Diphthong ae kurz gelesen werden muß, was dem Hiatus seine Spitze beinahe bricht. Aenderungsversuche wie *nec humatus* oder *intumulatus* müssen abgewiesen werden, weil erstens sich keine Varianten finden und es zweitens unbegreiflich wäre, wie eine jener unanstößigen und wohlklingenden Wendungen durch eine äußerst tafophonische hätte verdrängt werden können. Noch eines. Das ganze erste Buch, ja alle Bücher der Oden enthalten nur solche Gedichte, die der Dichter entweder an eine andere Person oder an seine eigene richtet, oder worin er doch von sich selbst spricht; Ausnahmen von dieser Regel sind nur unsere *Archytasode* und das *valicinium Nerei I, 15*. Sollte nicht die Regel völlig herzustellen oder doch wenigstens von einer Ausnahme zu befreien sein? Und hat das *Valicinium* nicht auch seine Anseher? Aber ich will in der Reiterei nicht weiter gehen, und sobald mir jemand beweist, daß jener verhängnisvolle Hiatus von Horaz herrühren könne, meine anderen Zweifelsgründe meinerwegen in den Kauf geben. Wir müssen uns aber allerdings auch die Frage gefallen lassen: Ist es denkbar und möglich, daß ein ganzes Gedicht in den Text des Horaz konnte eingeschwärzt werden? Die Erfahrung hat es gelehrt und Pallavicini es gezeigt, als er im Jahre 1778 am Ende des ersten Buches noch 2 Oden, als 39 und 40 angehängt fand — *ad Iulium Florum* und *ad librum suum*. „Allein“, entgegnet man weiter, „von diesen Gedichten wissen die alten Scholiasten nichts, während die *Archytasode* von *Acro* und *Porphyrus* commentirt wird.“ Auch dieser Einwand verliert an Gewicht, sobald man sich erinnert, daß schon zu *Sueton's* Zeiten sich *suppositicia* des Horaz vorfanden; dann aber auch ist, aus allgemeinen Gründen, nicht glaublich, daß der am fleißigsten gelesene, commentirte, zu den mannigfaltigsten

Zwecken ausgebeutete Dichter im Lauf der Jahrhunderte ganz ohne Interpolation sollte geblieben sein.

Man möge uns nun aber in der Frage über Aechtheit oder Unächtheit beistimmen oder nicht, so wird man es begreiflich, wenigstens verzeihlich finden, wenn wir bei dieser Gelegenheit an zweiter Stelle unsere Ansicht über Composition des Gedichtes auseinanderlegen; denn diese Frage wird durch jene erste in kein anderes Stadium gerückt und läßt sich mithin vorurtheilsfrei erledigen. Nun sollte eigentlich in Betreff der Hauptfrage von „Ansichten“ kaum die Rede sein dürfen, der Hauptfrage nämlich, ob wir einen Monolog oder Dialog vor uns haben; denn hier ist kein Schwanzen möglich. Um so mehr muß man sich wundern, noch in neueren gangbaren Ausgaben die dialogische Abtheilung zu finden und auch hier Schwanzen im Quantum der Verse, das jedem der beiden Unterredner, dem Archytas und dem Schiffsmann, zugemessen wird. Schon dieß muß ein kleines Vorurtheil gegen die Richtigkeit jener Eintheilung erwecken; denn auch einem geringeren Dichter sollte man wenigstens zutragen dürfen, daß er die Theile seines Dialoges scharf abgrenze. Aber hier streitet man gewiß vergebens über richtige Auffindung derselben, denn sie sind nicht vorhanden.

Schon die alten Scholiasten sind unzweifelhaft für den Monolog, wenn sie sagen: *Haec ὡδή ἐκ τῆς προσωνονοίας inducit corpus naufragi Archylae*; denn der inductus muß doch den Anfang machen, die Verfechter des Dialoges dagegen müssen den Schiffer zuerst sprechen lassen. Ja Acro und Porphyrius sprechen sogar von *praetereuntes*, an welche der Schatten des Archytas sich flehend wende; recht zum Beweise, daß hier an einen einzelnen Schiffer, dem eine selbstständige Rolle im Dialog zusiele, nicht zu denken sei. Und doch muß man sich von einem eifrigen Dialogisten (Eckert) vorwerfen lassen „*qui monologum nobis ex dialogo facere student, ii doctas ineptias nobis venditant*“! Im Gegentheil, jener Schiffer ist eine docta ineptia, woran er aber nicht Schuld ist, denn er hat sich gewiß nur ungern zum Gelehrten machen lassen. Aber der arme Mann mußte sich überhaupt viele Eigenschaften gefallen lassen. Denn entweder ist er „*universae philosophiae con-*

temptor“, oder „gravis Archytae castigator“ oder „sordido luci studio deditus“, oder „omnino ab humanitatis sensu destitutus“, oder aber, was löblicher ist, „rebus mythologicis haud medio-criter imbutus“; — und dieß letztere muß wahr sein, wenn er die ersten 20 Verse sprechen soll. Aber man weiß noch mehr von ihm: Er ist Tarentiner von Geburt, er kennt den Archytas, er weiß um den Beschluß der Tarentiner, seiner Mitbürger, dem Archytas heroische Ehren zu erweisen (Ekfert). Solches Alles herauszufinden, hat Horaz seinen Zeitgenossen zugemuthet! Wahrlich, da ist Drell's Vorwurf der Dunkelheit verdient. Aber so weit dürfen wir unsern Dichter nicht sinken lassen: der Schiffer muß verschwinden gleich einem Schatten, wenn man diesen erfassen will. Die einzige Ursache, warum dieser Schiffer jemals gegen alle Wahrscheinlichkeit, als Mitredner eingeführt wurde, liegt in der Anrede (Vers 25): *At tu* naula und der darauf folgenden Aufforderung; aber die Anrede käme etwas spät und wie oft spricht ein Dichter, entweder von sich oder seiner fingirten Person aus, zu einem Andern, wie oft wendet sich Horaz an Mäcen, an seine Geliebte, an das römische Volk, ohne daß diese auch sprächen, ja, nur als gegenwärtig zu denken wären! Es wundert mich, daß bisher noch Niemand (meines Wissens wenigstens) die in dieser Beziehung ganz ähnliche 22ste Elegie des Propertius hieher gezogen hat, wo der Schatten des gefallenen Gallus einen auf der Flucht vorüber eilenden Commilitonen anredet und ihm Aufträge nach Rom mitgiebt; — der miles spricht kein Wort. Woher nun aber ferner die Schwankung in der Versabtheilung? Weil denn doch viele von denen, welche *invita Minerva* den Schiffer einbürgerten, es doch nicht übers Herz bringen konnten, daß diesem so viele Gelehrsamkeit aufgeladen würde; denn diese ist Ballast für den Schiffer, im Alterthum in weit größerem Maße als jetzt, wo das Volk der Matrosen doch auch nicht übermäßige Bildung sich nachreden läßt. Und große Gelehrsamkeit setzt er allerdings voraus, wenn Archytas (v. 14) einen zum Kritiker der pythagoräischen Philosophie macht! Da ist, wie unsre moderne Erfahrung auch noch lehren kann, mythologische Nomenclatur doch noch gewöhnlicher, und so muß ihm diese, bis zu Vers 20, zugestanden werden, freilich

nur, damit er an Archytas die Rolle eines Kenners pythagoräischer Weisheit abgebe. Aber selbst in diesem Falle ist dem Schiffer noch viel zu viel eingeräumt: daß er nämlich, um von der Mythologie gar nicht zu sprechen, auch nur von der Schule eines Pythagoras und den philosophischen Berührungspunkten zwischen diesem und Archytas Kenntniß haben soll! Was ferner gegen den Schiffer sprechen muß, ist seine Inconsequenz; denn ob er nun selbst weniger spreche, aber um so mehr aus Archytas Munde höre, oder ob er selbst jene tiefe Weisheit dem Archytas vortrage: in beiden Fällen hat er gehörrig Muße; wie paßt nun aber hiezu das „*quantum festinas*“ des Schiffbrüchigen und dessen hastig und mit Drohung ausgesprochene Befürchtungen, daß jener aus übergroßer Eile die heiligste Pflicht zu erfüllen vernachlässigen werde?

Es bleibt die eigentliche Person unseres Monologs zurück — wer ist sie? Es kann offenbar nur der schiffbrüchige Archytas sein oder Jemand, der sich im gleichen Fall befindet. Den Dichter selbst, — sei er nun Horaz oder ein Nachahmer — dahinter zu vermuthen, als ob er, nach irgend einer glücklich bestandenen Sturmesgefahr, in der Erinnerung an dieselbe sich den Schiffbruch vorgestellt und sich selbst in der Lage eines Schiffbrüchigen geschildert habe, ist eine ästhetische Ungereimtheit, die allerdings noch überboten wird von der Ansicht, daß der Dichter selbst gleichsam im Traume oder einer Vision am Ufer umherirrenden Schatten des Archytas zu erblicken fingire, einen zufällig vorbeifahrenden Schiffer bitte, dessen sterbliche Ueberreste zu begraben! Und er selbst thut es nicht!

Also Archytas als Schiffbrüchiger oder ein Anderer in demselben Falle. Ich gestehe, daß ich zuerst an das zweite dachte und mir die Sache so vorstellte: der Dichter führt irgend einen Schiffbrüchigen an, der an's Ufer ausgeworfen und des Begräbnißes entbehrend zuerst über die Allen verhängte Nothwendigkeit des Todes sich ausspricht und in eben dieser Idee der Allgemeinheit seinen Trost findet, dann aber von einem als eben vorüberfahrend gedachten Schiffer das Letzte und Nothwendigste, Begräbniß, verlangt. Und die Person mag nun sein, wer sie will, so ist diese letzte Bitte unumgänglich, sobald die Lage eines Schiffbrüchigen durch einen Mo-

nolog soll geschildert werden; und wie sollte jene Bitte sich anders vortragen lassen? Nun aber bin ich der Meinung, daß auch in diesem Punkt kein Schwanke mehr existiren und gleichsam die Wahl zwischen Archytas und einem Andern frei gelassen werden kann, sondern daß Archytas selbst die Rolle unseres Monologes ausfüllt. Denn wie könnte ein Anderer gerade mit der Betrachtung über diesen Philosophen anfangen und Götter und Helden folgen lassen? Man könnte antworten: Weil er an derselben Stelle ausgeworfen wurde, wo auch Archytas, von demselben Verhängniß getroffen, seine letzte Ruhe fand; allein da müßte erstens der Schluß von Archytas Todesart gleichsam aus zweiter Hand gemacht werden, und dann wäre es vom Dichter unbegreiflich und unverantwortlich, wenn er lieber einen namenlosen Unbekannten zur Veranschaulichung eines Zustandes, als zu demselben Zwecke und zugleich zur Verherrlichung eines Ortes den berühmten Archytas gewählt hätte. Daß der Dichter — und historische Nachweisung darf hier durchaus nicht verlangt werden — an der Localität des Gedichts sich den todten Archytas denkt, ist in jedem Fall gewiß, und eben so gewiß ist es eine glückliche Idee, von diesem Factum ausgehend den berühmten Mann über die Nothwendigkeit des Alle gleichmachenden Todes Betrachtungen anstellen zu lassen. Nicht nur das also ist bei ästhetischer Würdigung des Gedichts beachtenswerth, daß es sich auf den Grund einer Begebenheit aufbaut, sondern daß es gerade ein berühmter Mann ist, welcher seinen Inhalt ausspricht. Ein anderer, ein Unbekannter, kann unmöglich zur Vergleichung mit sich die gefeiertsten Namen herbeiziehen, ohne lächerlich zu werden *). Und nun, woran läßt sich noch anstoßen? — Daß Archytas gleich Anfangs in der zweiten Person zu sich spricht? Aber wir müssen bedenken, daß es der Schatten ist, der über dem todten Körper schwebt. Dieser hat während seines Lebens Länder und Meere durchmessen und den zahllosen Sand ausgemessen, während jetzt ein geringer Theil Staubes, eine Spanne Sandes ihn umfaßt, d. h. nun ist er nicht mehr größer, als der Raum Sandes, den er durch seine Ausdehnung bedeckt. Denn dieß

*) Ein anderer Nicht-Tarentiner kann unmöglich von Neptun, als *sacro custode Tarenti*, Belohnung verheißen.

ist hier der Sinn des öfter mißdeuteten *cohibere*, nicht: *prohibere quominus ad inferos descendas*. Es ist durchaus nur die Rede vom Tode, vom Contrast des Lebens mit demselben, und dieß ist der Hauptinhalt des Gedichts — *quid tibi prodest . . . morituro* —; die Sorge um Begräbniß kommt erst später und in zweiter Linie. Diese Getheiltheit zwischen Schatten und Körper macht es nun auch möglich, daß v. 21 die Person gewechselt wird (*me quoque rapidus comes Orionis devexit*), ohne daß dadurch im Geringsten das Eintreten eines Zweiten verschiedenen bezeichnet wäre. Die geringe körperliche Ausdehnung tritt nun nicht mehr in Gegensatz zu den unermesslichen früher durchgemessenen Räumen und Massen, sondern die Persönlichkeit überhaupt wird an andere Persönlichkeiten vergleichend angeknüpft. Ob dieser Wechsel der Person gerade auch schön und künstlerisch, ist eine andere Frage (wir haben schon gesagt, daß das Gedicht nicht von den gelungensten scheint): gerechtfertigt ist er auf jeden Fall und kann von den Verehrern des Dialogs nur für ihre Ansicht ausgebeutet werden.

Basel im September 1853.

J. A. Mähly.